

dtv

Levis Œuvre ist durchdrungen von dem Wunsch, den Verschonten das Unvorstellbare zu erzählen. In diesen Erzählungen jedoch tritt ein anderes Motiv in den Vordergrund: Die Entfremdung zwischen Natur und Mensch und der Irrlauf einer bar jeder Verantwortung eingesetzten Technologie, die den Menschen zu Marionetten herabwürdigt. Levi schlägt in diesen futuristisch-grotesken Geschichten einen ironisch-spielerischen Ton an, dem er zunächst selbst nicht recht traute, in ihren besten Momenten vereinen sich jedoch verblüffende Komik und existentielle Tiefe.

Primo Levi, geboren am 31. Juli 1919 in Turin, entstammte einer liberalen jüdischen Familie und konnte sein Chemiestudium trotz der auch in Italien geltenden Rassegesetze 1941 noch mit Auszeichnung abschließen. 1943 wurde er als Jude und Mitglied der Resistenza nach Auschwitz deportiert. Er überlebte und kehrte nach mehrmonatiger Odyssee nach Italien zurück, wo er bis 1977 in der Chemischen Industrie arbeitete. Der Großteil seines literarischen Werkes entstand nach dieser Zeit. Am 11. April 1987 stürzte sich Levi – vermutlich absichtlich – zu Tode.

Primo Levi

Das Maß der Schönheit

Erzählungen

Aus dem Italienischen von
Heinz Riedt und Joachim Meinert

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Primo Levi
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Wann wenn nicht jetzt (11117)
Das periodische System (11334)
Ist das ein Mensch (11561)
Der Freund des Menschen (19120)

Die ersten fünf Erzählungen wurden von Heinz Riedt übertragen,
alle übrigen von Joachim Meinert.

Juli 2009
© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Die vorliegende Auswahl entstammt den Erzählbänden
»Storie Naturali« (1966)
und »Vizio di forma« (1971, 1987)
© Giulio Einaudi editore s.p.a., Turin 1966, 1971, 1987
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:
© 1997 Carl Hanser Verlag München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Nudo femminile in un interno«
von Giorgio De Chirico (VG Bild-Kunst, Bonn 2008)
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13786-7

Das Maß der Schönheit

Mnemagogien

DOKTOR MORANDI (aber er war es noch nicht gewohnt, Doktor genannt zu werden) hatte, als er dem Autobus entstieg, den Vorsatz gefaßt, wenigstens zwei Tage lang sein Inkognito zu wahren; doch recht bald schon mußte er erkennen, daß ihm dies nicht möglich sein würde. Zwar hatte die Wirtin im Café Alpino ihn mit völliger Teilnahmslosigkeit behandelt (offenbar mangelte es ihr an Neugierde oder an Scharfsinn); aber dem gleichermaßen ehrerbietigen, mütterlichen und leicht mokanten Lächeln der Tabakverkäuferin hatte er entnommen, daß er hinfort der »neue Doktor« war, ohne die geringste Aussicht auf einen Aufschub. »Mir muß der Doktor wahrhaftig im Gesicht geschrieben stehen: ›*tu es medicus in aeternum*‹«, dachte er, »und, was noch schlimmer ist, alle werden es bemerken.« Morandi fand keinen Geschmack am Unwiderruflichen und war, wenigstens für den Augenblick, geneigt, die ganze Angelegenheit nur als eine große und immerwährende Belästigung zu empfinden. »Ähnlich wie das Trauma der Geburt«, dachte er abschließend und nicht allzu folgerichtig.

... Indessen bedingte das verlorene Inkognito, daß er nun unverweilt Montesanto aufsuchen mußte. Er kehrte ins Café zurück, um sein Empfehlungsschreiben aus dem Koffer zu holen, dann lief er unter der unbarmherzigen Sonne kreuz und quer durchs Dorf und suchte das Namensschild.

Er fand es nur mit größter Mühe, nachdem er viele Male unnötig im Kreis gegangen war; er hatte niemanden nach dem Weg fragen wollen, denn auf den Gesichtern der wenigen Leute, denen er begegnet war, hatte er nicht eben wohlwollende Neugier zu lesen geglaubt.

Er war zwar auf ein altes Namensschild gefaßt gewesen, doch in Wirklichkeit war es dann über alle Erwartungen alt, mit Grünspan überzogen, der Name schier unleserlich. Sämtliche Fensterläden des Hauses waren geschlossen, die niedere Vorderfront abgeblättert und verblichen. Als er sich näherte, huschten Eidechsen eilig und lautlos davon.

Montesanto kam selbst herunter, ihm zu öffnen. Ein alter, hochgewachsener, beliebter Mann mit kurzsichtigen und doch lebhaften Augen in einem Gesicht, dessen Züge müde und schwer waren; seine Bewegungen hatten die leise, massige Sicherheit eines Bären. Er erschien hemdsärmelig, ohne Kragen; das Hemd war zerknittert und von zweifelhafter Sauberkeit.

Im Treppenhaus und dann oben im Arbeitszimmer war es kühl und fast dunkel. Montesanto setzte sich und lud Morandi ein, auf einem höchst unbequemen Stuhl Platz zu nehmen. »Zweiundzwanzig Jahre lang hier drinnen«, dachte er und schauderte innerlich, während der andere ohne jede Eile das Empfehlungsschreiben las. Er schaute sich um, seine Augen gewöhnten sich an das Halbdunkel.

Auf dem Schreibtisch lagen, zu einem eindrucksvollen Stapel getürmt, vergilbte Briefe, Zeitschriften, Rezepte und andere, inzwischen unkenntlich gewordene Papiere. Von der Decke hing ein langer Spinnenfaden, sichtbar durch den Staub, der daran haftete, und schaukelte sanft im unmerklichen Lufthauch des Mittags. Ein Glasschrank mit wenigen altmodischen Instrumenten und ein paar Fläschchen, deren Inhalt im Glas vertrocknet war und den Stand anzeigte, den er allzu lange innegehabt hatte. An der Wand, sonderbar vertraut, eine große Fotografie der »Doktoranden des Jahrgangs 1911«, die er wohl kannte: Da sah man die kantige Stirn und das ausgeprägte Kinn seines Vaters, Morandi senior; und gleich daneben (ach, wie schwer wiederzuerkennen) Ignazio Montesanto, schlank, elegant, erschreckend jung, mit dem

Ausdruck eines Helden und Märtyrers für seine Ideen, wie dies seinerzeit bei den Doktoranden Mode war.

Als Montesanto den Brief gelesen hatte, legte er ihn auf den Schreibtisch, auf den Haufen von Papieren, dem er sich völlig anpaßte.

»Gut«, sagte er dann. »Ich bin sehr froh, daß das Schicksal, das Glück ...«, und der Satz verlor sich in undeutlichem Gemurmel, dem ein langes Schweigen folgte. Der Alte lehnte sich mit dem Stuhl zurück, so daß dieser nur noch auf den Hinterbeinen stand, und starrte zur Decke. Morandi beschloß zu warten, bis Montesanto den Satz wiederaufnehmen würde; schon begann das Schweigen auf ihm zu lasten, als Montesanto unvermutet wieder zu sprechen anfang.

Er sprach lange, zunächst mit vielen Pausen, dann immer schneller; sein Gesicht belebte sich allmählich, die Augen glänzten beweglich und lebendig in dem verfallenen Gesicht. Zu seiner eigenen Überraschung bemerkte Morandi, wie ihn eine ausgesprochene Sympathie für den Alten ergriff, die sich stetig steigerte. Ganz augenscheinlich handelte es sich um ein Selbstgespräch, um eine große Freiheit, die Montesanto sich da gestattete. Für ihn mußte die Gelegenheit zu sprechen (und man merkte, daß er zu sprechen verstand, daß er die Bedeutung des Wortes kannte) selten geworden sein, kurze Rückkehr zu alter Geisteskraft, die vielleicht schon verloren war.

Montesanto erzählte; vom grausamen Berufsbeginn auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben des vorigen Krieges; von seinem Versuch, die Universitätslaufbahn zu ergreifen, den er mit Begeisterung unternommen, mit Apathie fortgeführt und dann aufgegeben hatte angesichts der Gleichgültigkeit der Kollegen, die seine ganze Initiative zunichte gemacht hatte; von seinem freiwilligen Exil in dieser Praxis, in einer gottverlassenen Gegend, auf der Suche nach etwas, was zu schwer zu definieren war, um jemals gefunden

zu werden; dann sein jetziges Einsiedlerleben als Fremder inmitten der Gemeinschaft kleiner Leute, oberflächlicher Menschen, guter und schlechter, doch ihm so unsagbar fern; das endgültige Überhandnehmen der Vergangenheit im Vergleich zur Gegenwart und schließlich das Versiegen jeder Leidenschaft außer seinem Glauben an die Würde des Denkens und an die Überlegenheit geistiger Belange.

»Ein sonderbarer Alter«, dachte Morandi; ihm war aufgefallen, daß Montesanto schon fast eine Stunde lang geredet hatte, ohne ihm ins Gesicht zu sehen. Anfangs hatte er wiederholt versucht, ihn auf den Boden der Tatsachen zu bringen, ihn über die sanitären Bedingungen der Praxis, die Einrichtung, die erneuert werden mußte, den Arzneimittelschrank und schließlich über seine private Unterkunft zu befragen; doch war ihm dies aufgrund seiner Schüchternheit nicht gelungen, wozu dann noch, weniger unbewußt, eine gewisse Zurückhaltung kam.

Montesanto schwieg jetzt, das Gesicht zur Decke gewandt, den Blick ins Unendliche gerichtet. Offenbar dauerte das Selbstgespräch in seinem Innern noch an. Morandi war in einer peinlichen Lage: Er fragte sich, ob eine Erwidderung von ihm erwartet wurde und wenn, welche und ob dem Arzt überhaupt noch bewußt war, daß er in seinem Sprechzimmer nicht allein war.

Es war ihm bewußt. Mit einem Ruck ließ er den Stuhl wieder auf seine vier Beine zurückfallen und sagte mit eigenartig gezwungener Stimme: »Morandi, Sie sind jung, sehr jung. Ich weiß, daß Sie ein guter Arzt sind beziehungsweise sein werden; ich denke, daß Sie auch ein guter Mensch sind. Und sollten Sie nicht gut genug sein, zu verstehen, was ich Ihnen gesagt habe und was ich Ihnen jetzt noch sagen werde, so hoffe ich doch, daß Sie gut genug sind, nicht darüber zu lachen. Aber sollten Sie darüber lachen, so wäre es auch nicht so schlimm; wie Sie wissen, werden wir uns kaum

noch einmal begegnen; im übrigen ist es der Lauf der Dinge, daß die Jungen über die Alten lachen. Nur bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß Sie der erste sein werden, der von diesen meinen Angelegenheiten erfährt. Ich will Ihnen nicht schmeicheln, indem ich Ihnen sage, daß Sie mir dieses Vertrauens besonders würdig erschienen wären. Ich will ehrlich sein: Sie sind die erste Gelegenheit, die sich mir seit Jahren bietet, und wahrscheinlich auch die letzte.«

»Sprechen Sie«, erwiderte Morandi schlicht.

»Morandi, ist Ihnen noch nie aufgefallen, mit welcher Eindringlichkeit bestimmte Gerüche bestimmte Erinnerungen wecken?«

Das war eine unvorhergesehene Wendung. Morandi schluckte krampfhaft, dann antwortete er, es sei ihm wohl aufgefallen und er habe auch den Versuch einer theoretischen Auslegung dafür.

Er konnte sich diesen Wechsel des Gesprächsthemas nicht erklären. Und er kam zu dem Schluß, daß es sich wohl nur um einen Tick handeln könnte, wie alle Ärzte ihn in einem bestimmten Alter bekommen. Andriani zum Beispiel hatte sich mit fünfundsechzig Jahren und gesegnet an Ruhm, Geld und Patienten noch mit der Geschichte des Nervenfeldes lächerlich gemacht.

Montesanto hielt mit beiden Händen die Schreibtischkanten umfaßt und sah mit gerunzelter Stirn ins Leere. Dann sprach er weiter: »Ich werde Ihnen etwas Ungewöhnliches zeigen. Während meiner pharmakologischen Assistenz beschäftigte ich mich ziemlich eingehend mit der Wirkung der nasal absorbierten Adrenaline. Ich habe für die Menschheit keinen Nutzen daraus ziehen können und bin nur zu einem einzigen und, wie Sie sehen werden, eher indirekten Ergebnis gelangt.

Dem Problem der Geruchsempfindungen und ihrer Beziehung zur Molekularstruktur habe ich auch in der Folge

noch viel Zeit gewidmet. Meiner Ansicht nach handelt es sich dabei um ein recht ergiebiges Feld, das auch Forschern offensteht, die nur über bescheidene Mittel verfügen. Ich habe erst vor kurzem mit Genugtuung gesehen, daß einige sich damit beschäftigen, und auch über die heutigen elektronischen Theorien bin ich auf dem laufenden, doch der einzige Aspekt des Problems, der mich nunmehr interessiert, ist ein ganz anderer. Ich besitze etwas, was, wie ich glaube, außer mir kein Mensch auf der Welt besitzt.

Es gibt Menschen, die sich nicht um die Vergangenheit kümmern und die Toten ihre Toten begraben lassen. Aber es gibt auch welche, die sich brennend für die Vergangenheit interessieren und die darüber betrübt sind, daß sie immer mehr verblaßt. Schließlich gibt es welche, die fleißig Tagebuch führen, Tag für Tag, damit alle Begebenheiten der Vergessenheit entrissen werden, und solche, die materialisierte Erinnerungen in ihrem Haus aufbewahren und mit sich herumtragen: eine Widmung in einem Buch, eine getrocknete Blume, eine Haarsträhne, Fotografien, alte Briefe.

Ich kann von Natur aus nur mit Schauern an die Möglichkeit denken, daß auch nur eine einzige meiner Erinnerungen ausgelöscht werden könnte, darum habe ich alle diese Methoden ausprobiert, aber auch eine ganz neue entwickelt. Nein, es handelt sich nicht um eine wissenschaftliche Entdeckung: Ich habe nur Nutzen aus meiner pharmakologischen Erfahrung gezogen und habe exakt und in haltbarer Form eine Anzahl von Empfindungen nachgeschaffen, die für mich von Bedeutung sind. Ich nenne sie (und ich wiederhole: denken Sie nicht, daß ich oft darüber spräche) Mne magogien, ›Gedächtnisleiter‹. Wollen Sie mir folgen?«

Er erhob sich und durchschritt die Diele. Auf halbem Weg wandte er sich um und fügte hinzu: »Wie Sie sich gewiß denken können, müssen sie sparsam verwendet werden, damit ihre Evokationskraft nicht nachläßt; im übrigen brauche

ich Ihnen nicht zu sagen, daß sie rein persönlicher Natur sind. Ausschließlich. Man könnte sogar behaupten, daß sie meine Person *sind*, da ich, wenigstens zum Teil, aus ihnen bestehe.«

Er öffnete einen Schrank. Darin erkannte man etwa fünfzig nummerierte Fläschchen mit geschliffenen Glaspfropfen.

»Bitte, nehmen Sie eins davon heraus!«

Morandi sah ihn erstaunt an; zögernd streckte er die Hand aus und ergriff eins der Fläschchen.

»Öffnen Sie und riechen Sie daran. Was riechen Sie?«

Morandi zog den Geruch mehrere Male tief ein, die Augen erst auf Montesanto gerichtet, dann hob er den Kopf wie jemand, der sich an etwas ganz Bestimmtes zu erinnern sucht. »Es könnte Kasernengeruch sein.«

Montesanto roch ebenfalls daran. »Nicht ganz«, erwiderte er, »oder zumindest nicht für mich. Es ist der Geruch von Volksschulklassen, genauer gesagt, *meiner* Klasse in *meiner* Schule. Ich will mich nicht über seine Zusammensetzung verbreiten; er enthält flüchtige Fettsäuren und ein ungesättigtes Keton. Ich begreife, daß er für Sie nichts bedeutet; für mich ist er die Kindheit.

Ich besitze auch noch die Fotografie meiner siebenunddreißig Klassenkameraden aus der ersten Volksschulklasse, aber der Geruch dieses Fläschchens ruft mir unvergleichlich schneller und intensiver die nicht enden wollenden öden Stunden über dem Abc ins Gedächtnis zurück; die besondere Gemütsverfassung von Kindern (die meine, als ich noch Kind war!) in der angstvollen Erwartung des ersten Diktats. Wenn ich daran rieche (nicht jetzt: ein gewisses Maß von Konzentration ist natürlich erforderlich), wenn ich also daran rieche, bekomme ich ebenso Bauchweh wie als Siebenjähriger in der Erwartung, abgefragt zu werden. Wollen Sie sich noch ein anderes aussuchen?«

»Ich glaube, ich erinnere mich ... warten Sie ... Im Land-

haus meines Großvaters gab es eine kleine Kammer, wo man das Obst zum Reifen ausbreitete ...«

»Bravo!« sagte Montesanto mit ehrlicher Befriedigung. »Genau, wie es in den Lehrbüchern steht. Ich freue mich, daß Sie auf einen berufsbedingten Geruch gestoßen sind; es ist der Atemgeruch eines Diabetikers im Zustand der Azotämie. Nach einigen Jahren Praxis wären Sie bestimmt selbst darauf gekommen. Sie wissen ja, ein klinisch bedenkliches Zeichen, Vorspiel zum Koma. Mein Vater starb an Diabetes, vor fünfzehn Jahren; es war kein rascher und kein gnädiger Tod. Mein Vater bedeutete mir sehr viel. Unzählige Nächte habe ich bei ihm gewacht, habe machtlos den fortschreitenden Zerfall seiner Persönlichkeit mit ansehen müssen; es waren keine nutzlosen Nachtwachen. Viele Überzeugungen sind mir dabei ins Wanken gekommen, vieles hat sich an meiner Welt geändert. Für mich geht es also weder um Äpfel noch um Diabetes, sondern um einen feierlichen und läuternden Prozeß, der einmalig ist im Leben, um eine religiöse Krise.«

»... Das ist nichts weiter als Phenol!« rief Morandi, während er an einem dritten Fläschchen roch.

»In der Tat. Ich dachte mir, daß dieser Geruch auch für Sie etwas bedeuten würde; aber freilich, Sie haben Ihr Krankenhauspraktikum erst vor einem knappen Jahr beendet, die Erinnerung ist noch nicht gereift. Sie werden es doch bemerkt haben, nicht wahr: Der uns interessierende Evokationsmechanismus hat zur Voraussetzung, daß die mit einem Milieu oder einer Gemütsverfassung verbundenen Reize, nachdem sie wiederholt in Aktion getreten sind, dies für eine verhältnismäßig lange Zeit nicht mehr tun. Im übrigen entspricht es nur der allgemeinen Erfahrung, daß Erinnerungen den Hauch des Alten an sich haben müssen, um suggestiv zu sein.

Auch ich habe mein Krankenhauspraktikum gemacht

und Phenol in vollen Zügen geatmet. Aber das war vor einem Vierteljahrhundert, und im übrigen ist Phenol heutzutage nicht mehr das wichtigste Antiseptikum. Zu meiner Zeit aber war es dies noch, und deshalb kann ich es nicht einatmen (nicht das chemisch reine, sondern dieses hier, dem ich Spuren anderer Substanzen beigelegt habe, die ihm erst eine Beziehung zu meinem Leben geben), ohne daß ein komplexes Bild in mir entsteht, zu dem ein damals sehr populäres Lied gehört, mein jugendlicher Enthusiasmus für Blaise Pascal, eine gewisse Mattigkeit im Kreuz und in den Knien sowie eine Studienkollegin, die, wie ich hörte, vor kurzem Großmutter geworden ist.«

Diesmal hatte er selbst ein Fläschchen ausgesucht; er reichte es Morandi: »Ich gestehe Ihnen, daß ich auf dieses Präparat immer noch besonders stolz bin. Obwohl ich die Resultate nie veröffentlicht habe, halte ich es für einen wahren wissenschaftlichen Erfolg. Ich würde gern Ihre Meinung darüber hören.«

Morandi roch mit aller Sorgfalt daran. Gewiß, es war kein neuer Geruch für ihn: Man hätte ihn als verbrannt, trocken, warm bezeichnen können ...

»... Wie wenn man zwei Feuersteine aneinanderreibt ...?«

»Ja, auch. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Geruchssinn. Man nimmt diesen Geruch im Hochgebirge wahr, wenn sich der Fels in der Sonne erwärmt; insbesondere, wenn sich ein Steinschlag einstellt. Ich kann Ihnen versichern, daß es nicht leicht gewesen ist, die Substanzen, aus denen er sich zusammensetzt, im Glas zu reproduzieren und beständig zu machen, ohne seine wahrnehmbaren Eigenschaften zu verändern.

Früher bin ich oft in die Berge gegangen, vornehmlich allein. War ich auf dem Gipfel angelangt, legte ich mich in die Sonne, in der unbewegten und stillen Luft, und dann hatte ich das Gefühl, ein Ziel erreicht zu haben. In diesen Augen-

blicken und nur, wenn ich darauf achtete, nahm ich diesen leichten Geruch wahr, den man schwerlich anderswo spüren kann. Was mich betrifft, müßte ich ihn den Geruch des erreichten Friedens nennen.«

Nachdem Morandi sein anfängliches Unbehagen überwunden hatte, begann ihn das Spiel zu interessieren. Er öffnete auf gut Glück ein fünftes Fläschchen und reichte es Montesanto: »Und dieses hier?«

Es strömte einen leichten Duft nach sauberer Haut, Puder und Sommer aus. Montesanto roch daran, stellte dann das Fläschchen zurück und sagte kurz: »Dies ist kein Ort und keine Zeit. Es ist eine Person.«

Er schloß den Schrank wieder ab; sein Ton duldete keinen Widerspruch. Morandi legte sich ein paar Worte des Interesses und der Bewunderung zurecht, doch gelang es ihm nicht, einen sonderbaren inneren Widerstand zu überwinden, und so verzichtete er darauf, sie auszusprechen. Er verabschiedete sich hastig und mit dem unbestimmten Versprechen auf einen weiteren Besuch und stürzte die Treppe hinunter und hinaus in die Sonne. Er spürte, daß er über und über rot geworden war.

Fünf Minuten später befand er sich mitten unter den Tannen, stieg ungestüm den steilsten Hang hinauf, stapfte über den weichen Waldboden, ohne Weg und Steg. Es war so angenehm zu spüren, wie Muskeln, Lungen und Herz arbeiteten, ganz natürlich und ohne sein Dazutun. Es war so schön, vierundzwanzig Jahre alt zu sein.

Er beschleunigte das Tempo des Aufstiegs, so gut er konnte, bis er sein Blut heftig in den Ohren klopfen hörte. Dann streckte er sich im Gras aus, mit geschlossenen Augen, um das rote Leuchten der Sonne durch die Lider zu spüren. Und er fühlte sich wie neugeboren.

Das also war Montesanto ... Nein, er brauchte nicht zu

fliehen, er würde nie so werden, er würde es nicht zulassen. Und er würde mit keinem Menschen darüber sprechen. Nicht einmal mit Lucia, nicht einmal mit Giovanni. Das wäre nicht fair.

Obwohl, genaugenommen ... einzig und allein mit Giovanni ... und absolut theoretisch ... Gab es denn überhaupt etwas, worüber man mit Giovanni nicht sprechen konnte? Doch, er würde Giovanni davon schreiben. Morgen. Oder (er sah auf die Uhr) sofort; dann würde der Brief vielleicht noch mit der Abendpost weggehen. Sofort.

Zensur in Bitinien

SCHON ANDERNORTS HABE ich auf das farblose kulturelle Leben in diesem Land hingewiesen, das immer noch auf den Grundlagen des Mäzenatentums aufgebaut und dem Interesse wohlhabender Personen oder auch Gewerbetreibender und Künstler, Spezialisten und Techniker anvertraut ist, die alle relativ gut bezahlt werden.

Besonders bemerkenswert ist die Lösung, die für das Zensurproblem vorgeschlagen wurde, besser gesagt, die sich spontan aufgedrängt hat. Gegen Ende des vorigen Jahrzehnts erfuhr der Zensur-»Soll« in Bitinien aus verschiedenen Gründen einen stürmischen Aufschwung; innerhalb weniger Jahre mußten die bestehenden zentralen Büros ihren Bestand verdoppeln und daher Außenstellen in allen oder fast allen Provinzhauptstädten einrichten. Doch bei der Einstellung des erforderlichen Personals begegnete man zunehmenden Schwierigkeiten: zunächst, weil die Tätigkeit eines Zensors bekanntermaßen schwierig und heikel ist und folglich eine besondere Vorbildung verlangt, die oft auch denjenigen abgeht, die auf anderen Gebieten hochqualifiziert sind; und außerdem, weil die Ausübung der Zensur, wie neuere Statistiken beweisen, nicht ohne Gefahr ist.

Das soll keinesfalls eine Anspielung auf das Risiko unmittelbarer Repressalien sein, das von der bitinischen Polizei auf ein Minimum beschränkt wurde. Nein, es geht um anderes: Genaue Studien, die man auf arbeitsmedizinischem Gebiet anstellte, haben eine spezifische Art beruflicher Deformation zutage gefördert, die recht unangenehm ist und offenbar nicht mehr rückgängig gemacht werden kann und die von ihrem Entdecker »paroxysmale Dysthymie« oder

»Goweliussche Krankheit« genannt wurde. Sie äußert sich in einem zunächst wenig präzisen und schwer definierbaren klinischen Bild, sodann, im Lauf der Jahre, in verschiedenen Störungen des Sensoriums (Doppelsehen, Geruchs- und Gehörstörungen, übermäßiges Reaktiv zum Beispiel auf bestimmte Farben und Geschmäcke) und läuft schließlich, nach Besserungsperioden und Rückfällen, auf schwere psychische Anomalien und Persionen hinaus.

Demzufolge hatte sich die Zahl der Kandidaten bei den staatlichen Ausschreibungen trotz der gebotenen ansehnlichen Gehälter rapide verringert, und entsprechend war der Arbeitsanfall des beamteten Personals gestiegen, bis er unwahrscheinliche Ausmaße erreichte. Die unerledigten Akten (Drehbücher, Partituren, Manuskripte, Werke der darstellenden Kunst, Plakatentwürfe) häuften sich in den Zensurstellen so sehr, daß sie nicht nur die eigens errichteten Notarchive buchstäblich verstopften, sondern sogar Eingangshallen, Korridore und hygienischen Bedürfnissen dienende Räumlichkeiten. So wurde der Fall eines Abteilungsleiters bekannt, der bei einem Einsturz begraben wurde und erstickte, ehe man zu Hilfe kommen konnte.

Zunächst suchte man diesem Übel mit Hilfe der Mechanisierung beizukommen. Jedes Amt erhielt eine moderne elektronische Einrichtung. Da ich kein Fachmann bin, kann ich deren Funktionsweise nicht exakt wiedergeben, doch wurde mir gesagt, daß ihr magnetisches Gedächtnis drei getrennte Wortreihen gespeichert hatte, nämlich *hints*, *plots* und *topics* sowie die darauf zugeschnittenen Bedeutungsschablonen. Fand sich ein Wort der ersten Reihe, wurde es automatisch aus dem in Prüfung befindlichen Werk ausgemerzt, eines der zweiten Reihe bewirkte die Ablehnung des gesamten Werkes, eines der dritten Reihe die unverzügliche Verhaftung und Hinrichtung des Autors und des Verlegers durch den Strang.

Was die Menge der erledigten Arbeitsrückstände betraf, so waren die Resultate vortrefflich (binnen weniger Tage wurden die Räumlichkeiten der Ämter geleert), doch in qualitativer Hinsicht waren sie zu beanstanden. Es gab Fälle skandalösen Versagens: Das *Tagebuch einer Grasmücke* von Claire Efrem »ging durch«, wurde veröffentlicht und mit riesigem Erfolg verkauft, ein Werk von zweifelhaftem literarischen Wert und offenkundig unmoralisch, dessen Verfasserin mit ganz simplen und durchsichtigen Kunstgriffen, mit Anspielungen und Umschreibungen alle jene Stellen kaschiert hatte, die der zur Zeit gültigen Moral widersprachen. Demgegenüber gab es den traurigen Fall Tuttle: Admiral Tuttle, berühmter Militärkritiker und -historiker, mußte an den Galgen, weil in seinem Werk über die Seeschlacht im Schwarzen Meer das Wort »Meerbusen« wegen eines bedauerlichen Druckfehlers als »mehr Busen« erschienen war, worin die mechanisierte Zensurbehörde von Issarvan eine obszöne Anspielung erkannt hatte. Demselben tragischen Geschick entging der Autor eines bescheidenen Lehrbuchs über Tierzucht nur wie durch ein Wunder; er flüchtete ins Ausland und konnte sich an den Staatsrat wenden, ehe das Urteil rechtskräftig wurde.

Zu diesen drei Fällen, die an die Öffentlichkeit gelangten, muß man unzählige andere hinzufügen, die zwar von Mund zu Mund gingen, jedoch offiziell ignoriert wurden, da ihre Veröffentlichung (selbstverständlich) ebenfalls der Schere des Zensors zum Opfer fiel. Daraus ergab sich eine kritische Situation, eine fast totale Resignation aller kulturellen Kräfte des Landes; eine Situation, die trotz einiger schüchternen Ansätze immer noch andauert.

In den letzten Wochen wurde allerdings eine Nachricht publik, die Anlaß zu einiger Hoffnung bietet. Ein Physiologe, dessen Name geheimgehalten wird, hat als Ergebnis einer von ihm auf breiter Grundlage angestellten Versuchs-